

Erkenntnissen der Hirnforschung schneiden. So wollte er mutige Pässe durch die Abwehrreihen lehren. Er verlangte viel, sein Fußball ist anspruchsvoll. In Mainz hörte er auf, als er die Entwicklung für nicht mehr steigerungsfähig hielt. Der Höhepunkt lag da schon weiter zurück: ein Saisonstart mit sieben Siegen 2010, einem 2:1-Sieg in München.

Sein Berater sagt, Tuchel gelte „als Popstar“ – zumindest bei jungen Leuten der Musikszene. In der Musikszene hat der Anwalt Meinking, 48, die meisten Mandanten. Er arbeitet für Fettes Brot, Silbermond, Clueso, auch für das Fashion-Model Toni Garrn. Bei einem Konzert von Clueso lernte er Tuchel kennen. Der Erfurter Sänger und Songwriter ist ein Selfmade-Künstler mit eigenem Label, sein eigener Produzent. Das hatte den Fußballtrainer im beginnenden Sabbatjahr interessiert, er verschaffte sich Zugang hinter die Bühne.

Schnell interessierte sich Tuchel auch für den Anwalt aus der Musikbranche; er



Coach Labbadia (3. v. r.), HSV-Spieler

ging mit ihm in Mainz essen. Irgendwann fragte er Meinking, ob der ihm helfe, die Karriere zu planen.

Der Anwalt arbeitet auch am Image des scheinbar so grüblerisch-unnahbaren Trainers. In Mainz habe sich Tuchel zu wenig für Geburtstage von Sekretärinnen interessiert. Und er hatte den Klub-Präsidenten Harald Strutz zeitweise schlicht ignoriert.

Meinking, ein drahtiger Mann, sitzt in seiner Kanzlei in Hamburg-Pöseldorf, von Einheimischen Schnöseldorf genannt, gediegener Jugendstil in Alsternähe. Im Besprechungsraum hängen Goldene Schallplatten von Rock-'n'-Roll-Bands, eine Platin-CD mit Autogramm von Udo Lindenberg. Meinking, Designer-Sommeranzug mit Stoffknöpfen, schwarzes T-Shirt, erzählt von seinen Reisen mit Tuchel im Sabbatical.

Sie waren gemeinsam in Museen und Konzerten in Wien. Sie waren für zwei Tage beim Jugendfußballturnier in Katar und schauten sich zwischendurch WM-Baustellen an. Tuchel wollte alles wissen.

Der Popstartrainer besuchte Volleyballer in Berlin und das Basketball-Bundesligateam in Bamberg, um zu erkunden,

wie dort die Regenerationszeiten sind, wie die Spieler zum Saisonhöhepunkt fit werden. Beim Fußballklub AC Florenz schaute er sich die Krafträume an.

Tuchel sprach in London mit einem Mathematiker, der anhand von Statistiken Wettquoten für Fußballspiele errechnet. Am Ende faszinierten ihn statistische Detailfragen: Ist es sinnvoll, in der Schlussminute Eckbälle zu erzwingen, wenn sie in vielleicht 80 Prozent der Spiele in Minute 90 nichts bringen?

Er ist ein Lehrer des ganzheitlichen Fußballs. Tuchel wird zunächst nur seinen früheren Mainzer Co-Trainer, einen Athletiktrainer und vielleicht einen Videoanalytisten mitbringen, wenn er eine neue Mannschaft übernimmt. Dann aber wird er für den Verein stoßweise Experten für Statistik, Hirntraining und Meditation beschäftigen wollen, wohl auch einen Schlafberater. Vereine, die mit ihm verhandeln, wissen das.

Thomas Tuchel wäre eigentlich gern nach Hamburg gezogen. Er wollte „ein Atlético Madrid des Nordens“ formen, sagt sein Anwalt, also eine Art mutige Kampfmaschine. Hätte er den HSV dereinst wieder in die Champions League geführt, wäre mit dem Aufschwung sein Name ewig verbunden worden wie der Höhenflug Borussia Dortmunds mit Jürgen Klopp. Doch dann missfiel Tuchel, dass Interna aus den Gesprächen in die Zeitung gelangten, ein Gehaltsangebot des HSV von angeblich 3,2 Millionen Euro jährlich sowie Finanzausgaben für den Aufbau einer neuen Mannschaft.

Auch als er in Hamburger Blättern las, dass der HSV-Direktor Bernhard Peters die Ansprachen des Trainers filmt, fand er das seltsam. Vor allem die drohende Zweitklassigkeit machte Hamburg immer weniger attraktiv. Am Ende erschien die Option HSV nicht mehr wie ein Bundesligist in Abstiegsgefahr, sondern wie „ein Zweitligaklub mit Restchancen für die erste Liga“, sagt Anwalt Meinking. „Als wollte man ein Ferienhaus an der Ostsee, und auf einmal bricht darunter die Steilküste ab.“

In Dortmund steht das Stadion recht stabil. Oder gibt es noch andere Wahlmöglichkeiten? In England?

Der Tuchel-Berater schweigt. Es ist Mittwochnachmittag, in der Halbzeitpause der Champions League am Abend will er wieder mit dem Klienten telefonieren. Der wolle das Spiel des FC Bayern München in Porto mit seinem Co-Trainer vor dem Fernseher anschauen. Was Pep Guardiola wohl machen würde, wenn er mit den Bayern ausscheidet, fragt Meinking plötzlich und lächelt tief sinnig. Das soll wohl ein Scherz sein.

Am Abend verliert Bayern mit 1:3.

Jürgen Dahlkamp, Maik Großekathöfer,
Jörg Kramer

Rebellischer Roboter

Tischtennis Zhang Jike, der beste Spieler der Welt, inszeniert sich als Rampensau und Individualist. Er steht für die neue Generation chinesischer Sportstars.

Seine Bilanz als Tischtennisprofi ist tadellos. Der Chinese Zhang Jike wurde fünfmal Weltmeister, 2012 gewann er olympisches Gold in London. Der 27-Jährige aus der Hafenstadt Qingdao ist der beste Spieler der Welt, manche sagen sogar, der beste Spieler aller Zeiten.

Schön für ihn. Nur sein Ruf in der Heimat ist etwas ramponiert.

Chinas Nationaltrainer findet, Zhang sei ein Mensch mit mangelhafter Bildung und schlechtem Einfluss, der eine Therapie brauche. Sein Vater sagt, Zhang enttäusche seine Familie, er mache sie wütend und ängstige sie zu Tode. Und die Zeitungen in China schreiben, Zhang beschmutze das Ansehen seines Heimatlands.

Chinesische Athleten auf höchstem Niveau, gleich in welcher Sportart, sind angepasste Jasager, extrem leistungswillig, extrem leidensfähig. Der Drill, dem sie von Kindesbeinen an ausgesetzt sind, hat Sportroboter aus ihnen gemacht, die dem Staat Medaillen abzuliefern haben. Selbstinszenierung, ein Wesensmerkmal des internationalen Sportbusiness, gilt als zersetzend und ist verpönt.

Besonders gnadenlos ist die Selektion im Tischtennis, dem Volkssport der Chinesen. 300 Millionen Männer und Frauen spielen regelmäßig Pingpong, und um die Besten zu finden, setzen die Trainer auf strengste Auslese und Disziplin. Es gab schon Nationalspieler, die aus dem Kader flogen, weil sie ein Spiel gegen einen Nichtchinesen verloren hatten.

Ausgerechnet in diesem Umfeld hat es ein extrovertierter junger Mann nach ganz oben geschafft. Ein Poser. Eine Rampensau. Zhang mag eine Provokation für Chinas Staatssportsystem sein, doch für Millionen seiner Landsleute ist er ein Idol.

Zhang Jike tritt in TV-Shows auf, er wirbt für Coca-Cola, am Flughafen in Peking hing kürzlich ein haushohes Werbebanner, das sein Gesicht zeigte. Geradezu märchenhaft für chinesische Verhältnisse ist sein Gehalt: Rund zwei Millionen Dollar verdient Zhang pro Jahr, damit gehört er zu den bestbezahlten Sportlern des Landes. In seiner Garage stehen Autos der Marken Land Rover, BMW und Bentley.



Olympiasieger Zhang

Zhang Jike, hellblauer Trainingsanzug, fransige Haare, betritt eine Hotellobby in Bremen. Er spielt gerade bei den German Open. Ein fester Händedruck, in der Linken hält er sein Smartphone, das er in der nächsten Stunde nicht weglegen wird. Nachrichten schreiben, telefonieren, antworten, er macht alles gleichzeitig. Er kommt, was äußerst ungewöhnlich ist für einen chinesischen Athleten, ohne Aufpasser zum Interview, keiner Frage, die eine Dolmetscherin übersetzt, weicht er aus.

Stimmt es, dass Sie von weiblichen Fans Heiratsanträge bekommen?

„Ja, das stimmt. Ich bin sehr dankbar, dass die Frauen Interesse an mir haben. Aber bis nach Olympia in Rio kann ich nicht an eine Beziehung denken. Da muss ich jetzt leider auf die Liebe verzichten.“

Im Achtelfinale von Bremen spielt Zhang gegen einen Japaner. Sein Gegner müht sich mit Schmetterbällen ab, doch Zhang pariert die Angriffe mit der Rückhand. Seine Oberschenkel sind dick wie Kanonenrohre, so sprungkraftig wie er ist keiner in der Weltspitze. Er ist ein Modellathlet, der auch unmögliche Bälle erreicht. „Traum-Tischtennis“, sagt der deutsche Topspieler Timo Boll dazu.

Es sind nicht nur die Siege, die Zhang populär gemacht haben. Er inszeniert sich als Rebell, seine Fans nennen ihn „Zang Ao“, nach einem chinesischen Wachhund.

Mit 18 Jahren verzockte Zhang seine Ersparnisse bei illegalen Sportwetten. Er geriet in Panik, flüchtete aus dem Trainingslager – und flog daraufhin aus dem Nationalkader. Zhang kämpfte sich zurück, doch drei Jahre später wurde er erneut suspendiert.

Die Funktionäre schimpften über seinen Mangel an Respekt, doch sie begnadigten Zhang ein zweites Mal. Zurückhaltender zeigte er sich nicht. Als Zhang 2011 Weltmeister wurde, zerriss er sich beim Jubeln sein Trikot, begleitet von einem Urschrei. Er begann, nach Siegen wie ein Gorilla mit den Fäusten auf seine Brust zu trommeln. Nach einem Turniererfolg in Paris entblößte er sich, um dem Publikum seine neue Tätowierung auf dem Rücken zu präsentieren: zwei Adlerschwinge. Im vorigen Jahr rastete Zhang beim Weltcup in Düsseldorf aus. Seinen Sieg feierte er mit Kung-Fu-Tritten gegen zwei Werbebanden, die Splitter flogen bis auf die Tribüne.

Manche Zuschauer klatschten, andere buhten. Ein „unverzeihliches Verhalten“, schrieben chinesische Medien. „Ich schäme mich für ihn“, sagte Nationaltrainer Liu Guoliang.

In Bremen lässt Zhang Jike jetzt doch mal sein Smartphone sinken. „Wichtig ist, dass ich gewonnen habe“, sagt er, „was hätte ich davon, wenn ich Zweiter geworden wäre und dafür nichts kaputt gemacht hätte? Eine Tischtennisplatte ist ein Kampfplatz. Da passiert so etwas mal. Es gibt in unserem Sport keine körperliche Begegnung mit dem Gegner, nichts, um sich abzureagieren. Ich habe einen lebhaften Charakter, eine Leidenschaft für das Spiel. Wenn ich die unterdrücke, kann ich meine Fähigkeiten nicht voll entfalten.“

Dass das in China nicht so gut ankomme, sei ihm klar, sagt Zhang. „Viele Menschen in meiner Heimat möchten, dass ich beherrscht bin. Im Ausland legt das Publikum aber nicht so viel Wert darauf.“

Der Weltverband ITTF strich ihm wegen des Bandentritts zwar die Siegprämie,

doch insgeheim freuten sich die Funktionäre über den Wutausbruch. „Wir sind auf Charaktere wie Zhang Jike angewiesen“, sagt ITTF-Vermarkter Matt Pound, „er ist der Tiger Woods des Tischtennis.“

Zhang Jike gehört zu einer neuen Generation chinesischer Sportler, die Individualität wagen. So wie die Tennisspielerin Li Na, die 2008 aus Chinas Sportsystem ausschied. Sie organisierte ihre Karriere selbst, engagierte eigene Trainer, stylte sich, wie sie wollte. Der Alleingang zahlte sich aus. 2011 gewann sie die French Open, 2014 die Australian Open.

Zhang ist mit ihr befreundet, sie treffen sich regelmäßig zum Abendessen, tauschen sich aus. Gelegentlich sitzt Xiao Zhan mit am Tisch, Zhangs persönlicher Trainer und Mentor. Xiao spielte als Profi acht Jahre im Ausland, heute hat er eine andere Sicht auf Chinas Sportler als viele seiner Kollegen. Xiao glaubt, dass sein Land „globale Sportler mit interkultureller Kompetenz“ brauche. Chinas Stars müssten verstehen, dass sie nicht nur daheim Verantwortung tragen für das Image ihrer Sportarten, sondern weltweit. „Wir wollen nicht als Maschinen gelten. Das sind Vorurteile, die wir beseitigen müssen.“

Im Training habe Zhang „viele Freiheiten“. Sie würden gemeinsam über Technik und Taktik diskutieren. „Wenn er anderer Meinung ist als ich, muss er mich zwar überzeugen, aber ich befähle ihm nichts“, sagt Xiao Zhan.

In Bremen verlor Zhang im Finale gegen seinen Landsmann Ma Long. In der Halle verbreitete sich derweil ein Gerücht. Zhang habe sich während des Turniers aus dem Teamhotel abgesetzt. Sein Ziel: das Spielkasino.

Lukas Eberle